

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin

Band: 96 (1970)

Heft: 12

Rubrik: Briefe an den Nebi

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

BRIEFE AN DEN NEBI

Ein potemkinsches Dorf?

Antwort an W. H.,
«Leserbrief zu einem heißen Thema»,
Nebi Nr. 10

Sicher haben auch Sie schon von der Idee eines vereinten Europas gehört! Sind wir aber heute nicht schon so weit, daß wir mit unserem gesteuerten Fremdenhaß diese Idee bereits im Keime zu ersticken versuchen? Durch Intoleranz und Haß sind noch nie Probleme gelöst, dafür aber geschaffen worden. Zugegeben, es sieht in den Städten, oberflächlich gesehen, oft etwas schicker aus, wenn man den Ursachen nicht nachzugehen gewillt ist. Die «Geister, die wir riefen», können wir nicht los werden, weil wir die Zauberformel des «Do it yourself» gar nicht anzuwenden gewillt sind. Wenn man z. B. im AHV-Alter ist und den Einkaufsgang mit einem «Käfeli» verstärkt, dann kann man sich in einem Café mit Büroumschwung eine Orientierung holen, zu deren Verarbeitung man einen Computer brauchen könnte. Sehen Sie sich einmal ein solches Défilé chic gekleideter Herren und minibikerockter Damen an, die nach ein- bis 1½stündiger Anwesenheit ihren «wohlverdienten» Kaffee kosten und ihre Probleme diskutieren. Wenn die vielen Giovannis nicht «pausenlos» am Produktionsapparat stunden und mithelfen würden, auch den Lohn dieser «Gehobenen» zu verdienen, dann wäre vielleicht auch das Nationalstraßenproblem nicht so dringend. Sehen wir aber auch einmal den Zusammengehörigkeitssinn dieser Giovannis an, und zwar vom Kind (das sie wollten und nicht nur zufällig bekamen) bis zu den Großeltern. Ich glaube, daß wir da noch einiges dazulernen könnten.

Laden wir einmal alle Opponenten ein zur möglichst objektiven Selbstkritik und um das vermeintliche Uebel zu beheben, selbst Hand anzulegen, vorläufig einmal nur versuchsweise. Haß und Intoleranz führen zur Vertierung des Menschen und dadurch zum Krieg. Versuchen wir einmal den Menschen zu vermenschlichen, damit er die gegebenen Realitäten zu erkennen und zu bewältigen vermag. Vielleicht läßt sich dann das potemkinsche Dorf doch noch realisieren.

J. H., Zürich

Nur ein schöner Traum

Ihr Artikel «Leserbrief zu einem heißen Thema» in Nr. 10 hat mich besonders interessiert. Es ergeht mir wie jenem W. H., ich weiß auch nicht, wie ich mich verhalten soll, obgleich ich dazu neige, daß es besser ist, die Initiative Schwarzenbach zu verwerfen. Nun haben aber mit ihren Argumenten sowohl W. H. wie Bruno Knobel recht. Persönlich suchte ich den Ausweg aus der Ueberfremdung auf einem andern Wege, der wohl von vielen vielen auch gedacht, aber nicht ausgesprochen wird. Daß man damit als unsozial, veraltet, rückständig und so-

gar als dumm hingestellt würde, damit muß man sich abfinden.

Wenn der Schweizer wieder arbeiten lernte, so brauchte man keine Ueberfremdung zu befürchten und man brauchte keine Schwarzenbach-Initiative. Der Schweizer sollte wieder lernen, 48 Stunden in der Woche zu schaffen. Ungezählte Frauen wären froh, wenn ihr Mann Samstag vormittag arbeiten könnte, statt den Haushalt zu stören, oder den Lohn ins Wirtshaus zu tragen. Auch gesundheitlich wäre es für die Männer besser, und für das Vergnügen und den Sport wäre vom Samstag mittag bis Sonntag noch genügend Zeit. 4–6 Stundenlöhne wären dabei auch nicht zu verachten und bedeuteten einen Zuschuß zur Haushaltungskasse. Daß eine Arbeitszeitverlängerung nicht durchzubringen ist, ist mir wohl bekannt, denn hier fehlt zuoberst im Bundesrat der Mut. Dann fehlt der Mut bei den Parlamentarien aus Angst wegen des Sessels, und was die Hauptsache wäre, kein Verbands-, Partei- oder Interessensekretär wäre als Volksvertreter mehr wählbar, denn er vertritt ja nicht das Volks-, sondern nur Verbandsinteressen.

Aufhören würden die Klagen bei Post, Bahn und den übrigen eidg. Betrieben wegen Personalmangel, dafür würde die Bedienung wieder besser.

Ich weiß, daß dies von mir nur ein schöner Traum ist...

A. H., Lenzburg

Echo aus Argentinien

Lieber AbisZ,

mit zwischenkontinentaler Verspätung seien «Die Markigen und die Kleinaltauen» herzlich verdankt und herhaft belacht. Wenn spätere Generationen überhaupt noch möglich sind, so werden sie die Jahrzehnte nach 1945 zu den dekadentesten der Geschichtsschreibung zählen – und werden vermerken, daß Renaissance-sätze zu lange auf modernen Scheiterhaufen von Markigen verketzt wurden. (...)

(P. G. arbeitete einen Plan durch eine Sondersteuer finanziert der Auslandshilfe aus. Z.) ... jedenfalls war ich gläubig und naiv. Ich verschickte Briefe an Hohe und Niedrige. Auch ins Ausland. Und zweifelte nicht, daß innerhalb Jahresfrist Millionen von Briefen den Regierenden beweisen würden, daß (...) der Souverän in außerordentlichen Zeiten außerordentliche Maßnahmen ergreife. Ein Brief kam zurück; eine Person wollte mithelfen – meine Mutter. Sonst niemand. Es war fast ein wenig tragisch – jedenfalls aber lehrreich. Besonders von dem Augenblick an, wo der Wachtmeyer von der BUPO in meinem Studentenschlag auftauchte, um herauszufinden, welcher «Dunkelmann» da noch an den demokratischen Storch glaubte. (...)

Ich wollte also versuchen, über Unorganisierte aber Einsichtige eine Initiative für eine «Entwicklungshilfesteuer» zu lancieren. Vielleicht erinnerst Du Dich des Briefes, den ich

Dir damals schrieb? Ich habe viele geschrieben – immer noch gläubig. Jetzt nur noch an die ordentlichen Möglichkeiten der Demokratie glaubend, aber immerhin.

Ich bekam viele (markige) Antworten; Ratschläge, Schulterklopfen... Es wollte mir selten jemand glauben, daß ich nicht nur eine «Furzidee» (pardon!), sondern ein nach meinen Möglichkeiten durchdachtes Projekt vorzutragen hätte.

Du, lieber AbisZ, hast mir damals eine Karte geschrieben, in der das Markige auch nicht fehlte, das uns allen immer dann schnell zur Hand ist, wenn wir aus irgendwelchen Gründen uns weder Zeit noch Nerven rauben lassen wollen. (Anm. AbisZ: Recht haben Sie; ich läffle mich.) Deine Karte ist dem Stapel anderer Antworten beigelegt. Du warst nicht bei guter Gesundheit. Du hast mir angeraten, doch bei schon bestehenden Werken richtig mitzuhelfen. Schau, was ich für ein Streber bin: Dem AbisZ zuliebe fuhren wir zu sechst (Ehepaar G. mit vier Kindern. Z.) nach Südamerika; in die «Entwicklungshilfe». Viele «Markige» haben uns ihre Bewunderung ausgedrückt. (Anm. AbisZ: ... die jeder verdient, der großen Worten große persönliche Opfer folgen läßt!)

(...) Die Entwicklungshilfesteuer wird kommen, in europäischem Rahmen sogar einmal. (...) Die markigste Antwort aber bekam ich doch von jenem Partei- und Stadtpräsidenten, der mir auf drei Briefe nicht antwortete und mich dann per Telefon – ich wollte halt einfach ins Gespräch kommen, wie er es in seiner 1. August-Ansprache gefordert hatte – markig abmurmste. In drei knappen, meisterhaft geformten Sätzen, deren letzter lautete: «Machet Dihr zerscht für d Möntschheit, was ig gmacht ha, de wi mer de wider zäme rede.» (Ob die Koryphäe dann noch lebt? Und noch immer so «höch» angibt? Z.)

Markig, nicht wahr, lieber AbisZ? Damit ich nicht den Glauben an die Demokratie verlöre, nahm ich Reißaus. In die Entwicklungshilfe. Und hier bin ich nun. Seit über einem Jahr. 35° ist's jetzt grad, Siesta! Und Du hast recht. Ich glaube wenigstens, daß Du es warst, der in einem Artikel über Südafrika die verteidigt hat, die zu Hause denkend, fühlend und protestierend Stellung nehmen gegen die Apartheid. Es gibt hier Europäer, die seit 40 Jahren im Lande leben; es gibt Lehrer, die seit Jahren hier unterrichten. Aber die Not der Peonen, der

«Schwarzen», «Einheimischen» oder «Hiesigen», wie sie genannt werden, geht ihnen nicht unter die Haut. Man verwechselt Stumpfheit mit Gelassenheit, Arbeits- und Aussichtslosigkeit mit Faulheit, fehlende Bildung mit Dummheit... markig, markig, lieber AbisZ!

Was wird unter diesen Umständen aus der Demokratie? Eine Volksdemokratie? Auch dort ist man ja markig. Zum Heulen ist's! Drum schreib weiter! Ich bin dann ein wenig getrostet, meine tapfere Frau ebenfalls; und vielleicht überzeugst Du sogar einige Markige, deren Mark schon gebrandmarkt durch einige Funken Erkenntnis.

Freundlich Dein
P. G., Capiovy
Misiones, Argentina

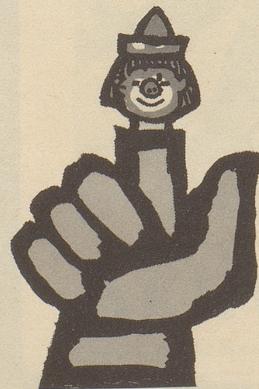
(Anm. AbisZ: Herzlichen Dank, Landsmann, für diesen Brief! Er wiegt Stapel wütender Schreiben von schweizerischen Ex- und Immer-noch-Kolonialen auf, die «White Man's Burden» sagen, wenn sie «white man's prerogative» meinen. Beste Wünsche vom Nebelpalper!)

Wem darf ich noch trauen?

Im Artikel «Der Zwiespalt» von Ernst P. Gerber in Nr. 10 sind auch meine Überlegungen bezüglich einer zusätzlichen zivilen Polizei ausgedrückt. Ich möchte aber noch weitergehen und das rote Zivilverteidigungsbuch zum Vergleich herbeiziehen. Dort heißt es so schön im Kapitel «Die zweite Form des Krieges»: «Der Feind treibt einen Keil zwischen Volk und Behörden.» Hat schon das rote Büchlein gerade in diesem Abschnitt bereits Unsicherheit, Zwiespalt und Misstrauen gesät, wieviel mehr wird sich nach der Schaffung einer Polizei in Zivil der einzelnen fragen, wem darf ich noch trauen und wem nicht. Dem Mißbrauch und einer neuen Form von Betrügerei würden die Tore geöffnet. Der einladende Slogan: «Die Polizei, Dein Freund und Helfer» müßte abgewandelt werden in: «Die Polizei, Dein Spion.»

Gerade das, was das Zivilverteidigungsbuch als feindliche Gefahr erklärt, wollen unsere Behörden nun in der Praxis üben und damit den gutgläubigen Bürger noch vollends verwirren. Leben wir in relativem Frieden oder stehen wir schon mitten im Krieg?

W. F., Zürich



Konformistisch, non-konformistisch, links, rechts – das sind Schlagworte, Etiketten, die man den Menschen aufklebt. Der Nebelpalper differenziert. Er ist kein Etikettenkleber. Deshalb soll man auch ihm keine Etiketten anhängen!